

Mit weit geöffneten Armen

Wie uns mit der Geburt Jesu Gottes Liebe geschenkt wird

Von Monsignore Dr.
Bernhard Kirchgessner, Passau

Verehrte Leserinnen und Leser, ich darf Sie freundlich zur Betrachtung des Tafelbildes „Heilige Familie“ des Bildhauers Wolfram Schnitzler einladen. Das Werk des in Simbach am Inn lebenden Künstlers wurde im Jahr 2010 in mehr als 100 Arbeitsstunden passend zur Raumschale und zu den Farben der Heilig-Geist-Kapelle von spectrum-KIRCHE, dem Exerzitien- und Bildungshaus der Diözese Passau auf Mariahilf, gefertigt. Betrachten Sie das Bild genau, so entdecken Sie, dass der Künstler die Botschaft der Heiligen Nacht in mehr als 60 Einzelteilen und Details in Öl auf Leinwand bzw. Öl auf Holz eingefangen und wie ein Puzzle zu einem großen Bild zusammengefügt hat.

Das leicht gewölbte Tafelbild ist zwischen vier roten Eckpunkten eingespannt. Dazwischen erzählt der Künstler die Geschichte der Heiligen Familie. Anklänge an heutige Familiensituationen sind durchaus beabsichtigt. Vom rechten Bildrand blicken drei Tiere neugierig auf das Kind in der Mitte. Kinder und Tiere gehören nun einmal zusammen; sie spielen miteinander, wärmen einander. Hier aber haben sie auch eine theologische Funktion. „Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn. Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht.“ (Jes 1,3) Der Volksmund sagt: „Die Viecher sind schlauer als die Menschen.“ In diesem Falle schon. Denn – siehe die staunenden Augen und die übergroßen Ohren – sie haben mit eigenen Augen geschaut und mit großen Ohren gehört, gleichsam intuitiv „begriffen“, dass in dieser Nacht ein ganz besonderes Kind das Licht der Welt erblickt, der König des Friedens, der zu Beginn der dramatischsten Tage seines Lebens, am Palmsonntag, auf einem Esel in die Stadt des Friedens, in Jerusalem, einreiten wird (Mt 21,5).

Das Zuvorkommen Gottes

Am linken Bildrand erkennen wir – gleichsam aus weiter Ferne hinter den Sanddünen – die Krone dreier Könige, welche die frohe Kunde von der Geburt des Kindes erreicht hat. Der Baum neben den drei Kronen steht für die gesamte Schöpfung, die dem Menschen seit Anbeginn zur Bewahrung anvertraut wurde (Gen 1,29). Und was hat die „Raupe Mensch“ aus und mit ihr gemacht? Raub(p)bau hat inzwischen – dafür steht das rote bzw. rotbraune Blatt – mehr als 20 Prozent der Vegetation zerstört! Der Mensch ist drauf und dran, die Schöpfung Gottes und sich selbst in ihr zu zerstören. Kleinliches Geplänkel um das Kyoto-Protokoll und dessen Nachfolgedokument, Ausbaupläne für die Donau zwischen Straubing und Vilshofen belegen, dass die gedankliche Identifikation von Machbarem und Erlaubtem längst noch nicht durchbrochen ist. Selbst der Funke des Ausstiegs aus der atomaren Energiegewinnung muss verpuffen, solange Temelin und andere Kraftwerke betrieben, ja weltweit neue Atomkraftwerke gebaut werden und die Frage nach der sicheren Endlagerung des atomaren Mülls ungelöst bleibt.

Nähern wir uns mit dem Hl. Josef nun dem Zentrum des Geschehens. Josef, das fällt auf, steht außerhalb des Nimbus, des Heiligenscheines. Nicht weil es ihm an Heiligkeit mangelte, sondern weil Sorgen und



„Heilige Familie“ (2010) von Wolfram Schnitzler, Tafelbild in Öl auf Leinwand und Holz

Foto: pr

Zweifel ihn quälen, weil er sich fragt, ob da schon alles mit rechten Dingen zugeht; und weil Väter gelegentlich immer noch bei der Erziehung der Kinder außen vor sind, wobei sich diesbezüglich ein gesellschaftlicher Wandel vollzieht. Doch der Nimbus streift ihn und lenkt seine Augen auf das Kind, dem er einen selbst geschnitzten Spielzeughund schenkt. Das Spielzeug erinnert daran, dass das Tafelbild in einem Sakralraum, einer Kapelle, aufgestellt ist, in der sich die Liturgie als „heiliges Spiel“ vor Gott entfaltet. Gott und Mensch begegnen wie Kinder einander zweckfrei. Es wäre töricht, seitens des Menschen die in der Leistungsgesellschaft permanent aufgeworfene Frage „Was bringt mir das?“ zu stellen, lebt doch wahre Freundschaft vom Füreinander-Zeit-haben, vom Miteinander-feiern, vom gemeinsamen Gespräch, bei dem der Mensch die im Alltag aus Schutzgründen vor neugierigen Blicken gerne getragene Maske vertrauensvoll ablegen darf.

Nun erblicken wir die niederbayerisch anmutende Mutter Maria, deren offenem Mund ein staunendes „Oh“ entfährt. Liebevoll umfasst sie das Kind und zeigt es der Welt, zeigt es uns. Der Totenschädel zu Ihren Füßen deutet an, dass Geburt stets ein Vorgang auf Leben und Tod ist; er weist aber auch wie der Schädel zu Füßen vieler Kreuzesdarstellungen darauf hin, dass Krippe und Kreuz, Betlehem und Golgota zusammengehören, wie bereits der zweite Weihnachtsfeiertag als Gedenktag des Hl. Stephanus belegt.

Endlich haftet unser Auge auf dem Kind, das aus einem goldenen Heiligenschein heraustritt. Der Logos, das ewige Wort Gottes, das „aus dem Vater geboren (wurde) vor aller Zeit“ (Credo), tritt nun in die Zeit, in die Welt, und offenbart sich als „Gott von Gott und Licht vom Lichte“, als „Sonne der Gerechtigkeit“ (GL 644), die in dieser Zeit aufstrahlt. Dank der vom Künstler vorgeschetzten Hände Mariens gewinnt man den Eindruck, als springe das Kind den Betrachter förmlich an, als hüpfte es jedem, der seinen liebevollen Blick erwidert, auf den Schoß, als wollte es den Betrachter mit seinen weit geöffneten Armen umfassen und Herzen.

Dem Künstler gelingt es, mit seinen Ausdrucksmitteln eine wichtige theologische Botschaft zu visualisieren, die Botschaft vom „Zuvor“ Gottes. Um diese Botschaft besser de-

chiffrieren zu können, wenden wir uns an einen Heiligen, der sich intensiv damit auseinandergesetzt hat, an den Abt, Kirchenlehrer und Mystiker Bernhard von Clairvaux (1090/91-1153). Um das Jahr 1130 erreicht Bernhard in seinem ca. 700 Mönche und Laienbrüder fassenden Zisterzienserkloster in der Champagne ein Brief mit mehreren theologischen Fragen des Kardinaldiakons und Kanzlers Haimeric, dessen Stellung der eines heutigen Kardinalstaatssekretärs gleichkam.

Bernhard fühlte sich von den vielen Fragen des Kardinals teils überfordert, teils belästigt. Und daher beantwortete er, um seine theologische Kompetenz in dieser Angelegenheit wissend, nur eine der vielen Fragen, nämlich jene nach dem Geheimnis der Gottesliebe. Bei seinem Antwortversuch setzt der Abt beim sogenannten „Zuvor“ Gottes an, d. h. er weist Haimeric darauf hin, dass Gott dem Menschen in allem, besonders in der Liebe, stets zuvor kommt. Bernhard begründet dies wie folgt: Sobald Gott das ehrliche Fragen und Suchen des Menschen nach ihm verspürt, kommt er, noch ehe sich der Mensch zu ihm aufgemacht hat, diesem mit großen Schritten, leuchtenden Augen und offenen Armen entgegen.

Er hat uns zuerst geliebt

Im Anschluss an Bernhard kann man also durchaus von einem uns in Christus zuvor- und entgegenkommenden Gott sprechen, der den Menschen unwiderstehlich – wie ein Magnet – an sich zieht. Dieser Gedanke ist so eng mit Bernhard verknüpft, dass nach seinem Tode, konkret ab dem 15. Jahrhundert, in der Kunst eine besondere Darstellung des Heiligen auftaucht: Ein Christus, der seine Hände vom Querbalke des Kreuzes löst, sich zum knienden Bernhard hinabbeugt, ihn umarmt und küsst. Bernhard deutet dies dem Kardinal gegenüber so:

„Sieh hier vor allem, in welchem Maß, oder besser, wie ohne Maß Gott von uns geliebt zu werden verdient: Er hat ... uns zuerst geliebt, er, der so groß ist, hat uns so sehr und ohne unser Verdienst geliebt, uns, die so Kleinen, so, wie wir sind.“

Zwei wunderbare Aussagen stecken in diesem Satz: Gott kommt uns Menschen in Christus zuvor und er liebt uns so, wie wir sind. Welch ein Unterschied im Vergleich zur Zuneigung vieler Mitmenschen –

von Liebe sei hier erst gar nicht die Rede! –, die wir in deren Augen nur dann „verdienen“, wenn wir in Vorleistung treten und uns so wandeln, wie wir in deren Augen sein sollten. Nichts von dieser Einstellung findet sich bei Gott! ER ist es, der uns zuerst sein Lächeln schenkt. ER ist es, der uns in Christus entgegenkommt. ER ist es, der mit seinen offenen Armen andeutet, dass er ein weites Herz für uns hat. ER ist es, der uns so annimmt, wie wir sind, mit unserer guten Seite und mit der Kehrseite.

Seine Einsicht kleidet Bernhard wie so oft, wenn er um erläuternde Worte ringt und deren nicht habhaft wird, in die Form des Gebetes: „Voll Güte bist du, Herr, für die Seele, die dich sucht. Doch was erst bist du für die, welche dich findet? Doch darin besteht das Wunderbare, dass niemand dich suchen kann, der dich nicht schon gefunden hat. Du willst also gefunden werden, damit man dich sucht, und gesucht werden, damit man dich findet. Du kannst also gesucht und gefunden werden, aber niemand kann dir zuvor kommen.“ Für Bernhard gilt: Aller Gottsuche des Menschen geht die Menschen-suche Gottes voraus; allem Bemühen des Menschen um Gottesliebe kommt die Menschenliebe Gottes zuvor. Noch ehe der Mensch überhaupt einen Gedanken an Gott richten kann, hat Gott längst an den Menschen gedacht (1 Joh 4,10). Für die Liebe des Menschen zu Gott gelten die Worte des Paulus aus 1 Kor 4,7: „Was hast du, was du nicht empfangen hast, warum rühmst du dich, als hättest du es nicht empfangen?“ Gott verlässt an Weihnachten den Glanz seiner Herrlichkeit und tritt in Betlehem in die Niederungen dieser Welt ein. Aus der Ewigkeit kommt er in die Zeit. Er schaut in diesem Kind jeden einzelnen Menschen so intensiv und liebevoll an, als existierte nur er. Johannes Scheffler alias Angelus Silesius (1624-1677) hat dies so ausgedrückt: „Gott liebet mich allein, nach mir ist ihm so bange, dass er auch stirbt vor Angst, weil ich ihm nicht anhang.“ Für diesen wunderbaren theologischen Gedanken des „Zuvor“ Gottes kann sich Bernhard auf einen biblischen Zeugen, auf Paulus und dessen Erwägungen im 5. Kapitel des Römerbriefes, berufen: „Christus ist schon zu der Zeit, da wir noch schwach und gottlos waren, für uns gestorben. Dabei wird nur schwerlich jemand für einen Gerechten

sterben; vielleicht wird er jedoch für einen guten Menschen sein Leben wagen. Gott aber hat seine Liebe zu uns darin erwiesen, dass Christus für uns gestorben ist, als wir noch Sünder waren“ (Röm 5,6ff.).

Dass jemand einem Bedürftigen zu Hilfe eilt, ehe dieser um Hilfe gebeten hat, geschieht selten, doch immer wieder einmal. Dass er für den anderen bewusst sein Leben einsetzt, ja sich für ihn hingibt, das ist in der Tat unerhört. So weit war bis zum Karfreitag des Jahres 30 n. Chr. noch keiner gegangen. Und diese Hingabe „provokiert“, fordert heraus, d. h. Jesu Hingabe will meine werden, so der junge Theologieprofessor Joseph Ratzinger in seinen 1968 im Bayerischen Rundfunk gesprochenen „Meditationen zur Karwoche“.

Gott entgegengehen

Damit sind wir wieder bei der Betrachtung des Weihnachtsbildes Wolfram Schnitzlers angelangt. Kraft des sehnsüchtigen Blickes und der weit geöffneten Arme des Kindes gelingt es dem Künstler, eine tiefe theologische Erkenntnis ins Bild zu heben und etwas Unsichtbares sichtbar zu machen: Gott kommt dem Menschen in Christus mit weit geöffneten Armen und einem Herzen voller Liebe entgegen. Wie er am Karfreitag am Kreuz die Arme ausbreitet, um alle an sich zu ziehen (Joh 12, 32), so umfängt er schon bei seiner Geburt den Menschen. Daraus gilt es eine wichtige Konsequenz zu ziehen: dem uns in Christus mit all seiner Liebe zuvor kommenden Gott, mit aller Liebe, deren wir fähig sind, entgegenzugehen. Bernhard schreibt dem Kanzler der römischen Kirche: „Du willst also von mir wissen, warum und wie Gott geliebt werden soll. Ich antworte: der Grund, Gott zu lieben, ist Gott. Das Maß ist, ohne Maß zu lieben.“ Das ist die einzig sinnvolle und stimmige Antwort des Menschen auf das Wort von der Liebe Gottes, auf das Wort, das an Weihnachten Fleisch, Mensch wird: Liebe. Zugleich ist dies die einzige Maßlosigkeit, die Gott dem Menschen je zubilligt, ja geradezu von ihm erwartet: MASSLOS LIEBEN.

Der Autor ist Domvikar in Passau und wurde 2008 von Papst Benedikt XVI. zum Monsignore ernannt. Er ist zudem Leiter der Künstlerseelsorge der Diözese Passau.